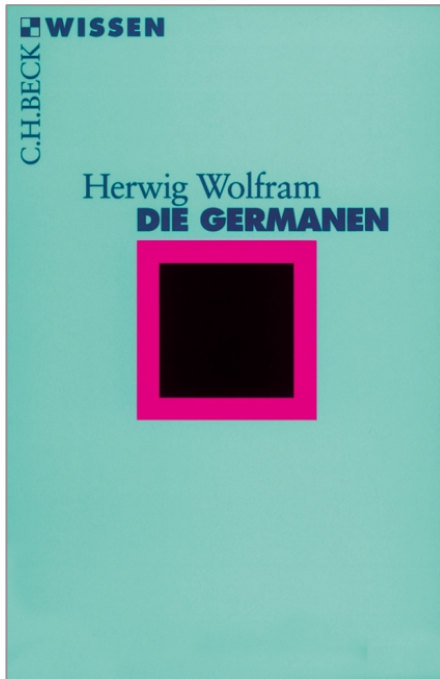


Unverkäufliche Leseprobe



**Herwig Wolfram
Die Germanen**

128 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-44904-8

I. Die Germanen

Vergleiche, Stehsätze, Gemeinplätze, und was sich daraus machen läßt

Ganz anders als die Gallier sind die Germanen. Das ist die Quintessenz des ethnographischen Exkurses, den Caesar seinem Kommentar über das sechste gallische Kriegsjahr (53 v. Chr.) einfügte. Wie jede Kunde vom Menschen, die wissenschaftliche wie die vorwissenschaftliche, so leben Ethnologie und Ethnographie vom Vergleich; vom Vergleich zwischen dem zivilisierten Subjekt und seinen Objekten, den „primitiven Naturvölkern“, wie zwischen den Objekten untereinander. Man verherrlicht die Tugend der Germanen, behauptet, ihre Sitten seien besser als anderswo die Gesetze (Tac. Germ. 19, 3), und erinnert damit an die verklärten Ursprünge Roms. Die Germanen seien größer, wilder und kulturloser als die Gallier, und damit ist die Nutzlosigkeit ihrer Unterwerfung erklärt. Die afrikanischen Vandalen gäben sich zuchtloser und verweichlichter als die sittenstrengen und bedürfnislosen Berber, und das wird bis heute als Grund für ihren Untergang angegeben.

Ethnologie als Feldforschung und ihre darstellende Schwester, die Ethnographie, sind stets auf der Suche nach dem „Edlen Wilden“ gewesen, der einmal moralisch, dann – unseeligen Angedenkens – rassisch besser war, neuerdings jedoch ohne jede sexuelle Zwänge sich von unveredeltem Getreide und Kräutern ernährt und auf ungebahnten natürlichen Pfaden rüstig eine gesunde Umwelt durchschreitet. Beide, Ethnologie und Ethnographie, zählen zu den Kulturwissenschaften der zivilisierten Welt, die sie auch für die Beobachtung des Fremden und ganz Anderen niemals völlig verlassen können. Bei der Objektivation, bei der für jede wissenschaftliche Forschung notwendigen Trennung von erkennendem Subjekt und erkanntem Objekt, gelingt es nur schwer, sich von den eigenen Kategorien zu trennen und die des Objekts anzunehmen.

Um nicht mißverstanden zu werden, die Ethnologie ist eine ernstzunehmende Wissenschaft, und es wäre töricht und im besonderen Falle undankbar, ihre unbestreitbaren Erfolge abzuwerten. Aber die traditionellen ethnographischen Fehler reichen weit bis in die griechisch-römische Antike zurück und bieten heute noch der Satire Stoff und Stil. Dementsprechend heißt es in einer jüngst erschienenen „Völkerkunde Bayerns“: „Ethnology is the study of everybody shorter and darker than you.“ Im Falle der antiken Autoren müßte es freilich heißen „größer und heller als Du“ (siehe Strabo VII 1, 2: Vergleich zwischen Germanen und Kelten).

Daß man als Historiker nach den germanomanischen Exzessen des vorvergangenen und der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts heute wieder über die Germanen sprechen und schreiben kann, ist freilich nur den Anleihen bei der Ethnographie und der Übernahme ethnologischer Methoden zu verdanken, wie dies Reinhard Wenskus 1961 in seinem bahnbrechenden Werk „Stammesbildung und Verfassung“ so eindrucksvoll getan hat. Sein grundlegender methodischer Fortschritt bestand einmal in der Überwindung jeglicher etatistischer Betrachtungsweise, zum anderen in der Unterscheidung zwischen der Wortwahl der Überlieferung und ihrer Bedeutung: Wenskus schloß an Alfred Doves fast vergessene Überlegungen aus dem Jahre 1916 an. Dabei erkannte er, daß Ausdrücke wie *gens*, *genus-genos*, *genealogia*, *natio(n)*, aber auch der Begriff „Stamm“ die Vorstellung einer biologischen Abstammungsgemeinschaft wiedergeben. Diese Gemeinschaft wird von gemeinsamen Ursprüngen und Urvätern hergeleitet, erhebt den Anspruch auf „unvermischte“ Bodenständigkeit und kann unbesehen als Vorstufe des modernen Nationalismus dienen. Allerdings besteht die Schwierigkeit, daß man sich als Historiker der gehobenen Alltagssprache bedienen muß und seine Aussagen nicht ständig zwischen Anführungszeichen setzen darf. So wird weiterhin von Stamm und Volk zu sprechen sein, wobei freilich zu erwarten ist, daß der Leser die historische und nicht die aktuelle Bedeutung der Begriffe assoziiert.

Die Wirklichkeit sah nämlich ganz anders aus: Wann immer in den Quellen ein antikes oder frühmittelalterliches Volk auftritt, so besteht es aus vielen Völkern, die in einem Heer zusammengefaßt sind. Die erfolgreichste Führungsgruppe dieser Völker bildet nach Reinhard Wenskus den „Traditionskern“, der sich gleichsam als Abstammungsgemeinschaft aus Überlieferung versteht. Solange Traditionkerne erfolgreich sind, geben sie den Anstoß zur Bildung, Abspaltung und Umbildung von Völkern. Die gentile Überlieferung ist die Kunde von den „Taten tapferer Männer“ (Jordanes, *Getica* 315). „Die verschiedenen Völker unterscheiden sich nach Herkunft, Sitten, Sprache und Gesetzen“, so oder ähnlich heißt es seit Caesar und Tacitus immer wieder und nicht bloß von den Germanen; dennoch muß der moderne Betrachter aus dieser Vierergruppe zumindest auf die Sprache als stets verbindliche Kategorie verzichten, weil die gentilen Heere Krieger der verschiedensten indogermanischen wie nicht-indogermanischen Sprachgemeinschaften umfassen können.

Zahlreich sind die Stehsätze der antiken Ethnographien, die bis heute das Bild von den Germanen im guten wie im schlechten bestimmen. Dabei sind es zumeist die gleichen Eigenschaften, die einmal positiv bis zur Identifikation angenommen oder negativ bis zur Verneinung der Menschlichkeit abgelehnt werden. Diese Betrachtungsweise macht jedoch die antiken Berichte nicht von vornherein wertlos, sofern man das Interesse des Beobachters berücksichtigt. Wenn etwa Tacitus (*Germ.* 8) das besondere Ansehen germanischer Frauen untersucht, denen er sogar „etwas Heiliges und Prophetisches“ zubilligt, erwähnt er zugleich, daß deren Verehrung nicht so weit in Schmeichelei ausartet, daß man aus ihnen Göttinnen macht. Selbstverständlich kritisierte der Autor mit dieser Anmerkung den Kaiserkult seiner Zeit, der auch die Frauen des kaiserlichen Hauses einbezog. Aber Tacitus darf die numinose Bedeutung einer *Veleda* (= Seherin), die „als Stellvertreterin einer Gottheit“ galt, nicht erfinden, soll deren Gegenüberstellung mit der römischen Wirklichkeit Sinn haben. Das gleiche gilt auch von der allgemeinen Gegenüberstellung der zivilisier-

ten (dekadenten) Welt und der angeblich gesunden unverdorbenen Barbaren. Germanen sind nämlich Barbaren und damit der Bedeutungsvielfalt des Begriffs unterworfen. Vielerlei ist darunter zu verstehen: Zunächst der Nichtgriecher, der lallt, nicht wie ein Mensch sprechen kann und sich dementsprechend wild aufführt; dann der Nicht Römer, für den weiterhin das griechische Barbaren-Bild gilt, das aber durch die Vorstellung der Vernunftlosigkeit erweitert ist. Daraus folgt die barbarische Unfähigkeit, ein auf Recht und Gesetz beruhendes Staatswesen zu errichten, Willkür und Gewalt zu unterdrücken – die „Germanische Freiheit“ ist Gegensatz und Bedrohung des „Römischen Friedens“ (*pax Romana*) –, den Wert von Verträgen zu begreifen und sie zu halten. Von hier ist der Weg nur kurz zur Überzeugung von der barbarischen, insbesondere germanischen Treulosigkeit, ein Wort, das zu dem bis heute wirksamen moralischen Barbarenbegriff überleitet. In der Vorstellung von der „Teutonischen Raserei“ (Lucanus, *Pharsalia* I 255 f.: *furor Teutonicus*) sind alle diese, nicht zuletzt der stoischen Philosophie verpflichteten Wertungen für alle Zeiten aufgehoben worden.

Der Germane ist der „zornige Mensch“ schlechthin; wie ein wildes Tier erschreckt er andere und wird durch Fremdes leicht in Schrecken versetzt. Er ist zwar einfach und geradlinig, aber ebenso faul wie freiheitsliebend. Zorn, Faulheit und das Verlangen nach Freiheit hängen freilich von der Natur und dem Klima seines Lebensraumes ab. Sein großer Körper ist voller Flüssigkeit, die aber wegen der niederen Temperaturen seiner Umgebung nicht verdampfen kann. Dabei ist der Germane voll innerer Wärme, die leicht zur Erregung führt, weswegen er den Weingenuß besser meiden sollte. Die Germanen greifen schnell zu den Waffen, sind jedoch wenig ausdauernd und zielbewußt. Deshalb können sie auch nicht ihre Felder bestellen; die Kulturstifter Ceres und Bacchus haben ihren Weg nicht zu ihnen gefunden. Wie für Barbaren üblich, tragen die Germanen die Häute wilder Tiere, während der zivilisierte Mensch sich der Wollkleidung bedient. Der Freiheitsdrang ist aber eine so typisch germanische Eigenheit, daß

sie dem antiken Ethnographen als Kategorie ethnischer Zuordnung oder Ausschließung dienen kann. Alle germanischen Eigenschaften sind umso stärker ausgeprägt und wilder, je mehr man sich von der Reichsgrenze weg ins Landesinnere Germaniens begibt.

Der bekannteste und zugleich umstrittenste Gemeinplatz betrifft die Herkunft vieler germanischer Völker aus Skandinavien: Kimbern, Teutonen und Haruden kamen aus dem Norden der Jütischen Halbinsel; das läßt sich tatsächlich mit einiger Sicherheit sagen. Die Heimat der Burgunder sei die heute dänische Insel Bornholm gewesen, die im 13. Jahrhundert mehrere skandinavische Sprachen als Burgundarholm und ähnlich bezeugten. Ausdrücklich behaupten die skandinavische Herkunft die Herkunftssagen der Goten, Gauten und Langobarden. Warum aber galt das als Insel gedachte Skandinavien „als eine Völkerwerkstatt oder Gebärerin von Stämmen“ (Jordanes, *Getica* 25)? Die der antiken Ethnographie eigentümliche Klimalehre behauptete, der Norden verfüge über einen schier unerschöpflichen Menschenreichtum. Man lebe gesund in Skandinavien, bekomme Kinder bis ins hohe Alter, Männer seien noch mit sechzig zeugungsfähig, Frauen mit fünfzig gebärfähig. Die langen Winternächte, die in extremer Lage fast ein halbes Jahr dauern konnten, förderten selbstverständlich den Drang der Skandinavier, sich gewaltig zu vermehren. Daher mußte es immer wieder zur Übervölkerung des Landes und damit zu neuen Wanderbewegungen kommen, zumal Naturkatastrophen, wie Springfluten, Ernteausfälle und Hungersnöte, zum Verlassen der Heimat zwangen.

Tatsächlich haben auch diese Vorstellungen wenig mit der Wirklichkeit zu tun, vor allem dann, wenn man von der Auswanderung und daher auch skandinavischen Herkunft ganzer Völker ausgeht. Welche Bedeutung besitzt dann die immer wieder behauptete und gepriesene skandinavische Herkunft? Dazu eine Überlegung, die vielleicht den Ansatz einer Erklärung bietet: Hohes Prestige, Charisma und bevorzugte Stellung der germanischen Eliten, in einem Wort ihre *nobilitas*, beruhten auf einer großen Zahl von Vorfahren. Alte Traditio-

nen waren daher stets attraktiv und politisch relevant. Als Konstantin der Große (306–337) nicht mehr länger mit seines Vaters niedriger Herkunft aus dem illyrischen Naissus-Nisch zufrieden war, machte er ihn zu einem Flavius, zu einem Nachkommen der hochverehrten kaiserlichen Dynastie des 1. nachchristlichen Jahrhunderts. Und als Theoderich der Große, spätestens im Jahre 484, römischer Bürger wurde, machte auch er seine Familie zu Flaviern. Selbstverständlich stammten weder Konstantin noch Theoderich „biologisch“ von Vespasian, Titus oder Domitian ab. Aber das gleiche galt auch für die gotisch-amelungischen oder burgundisch-nibelungischen Traditionen, deren sich etwa bayerische, sächsische, aber auch norwegische und isländische Familien rühmten. „Die Aufzählung von Vorfahren beruht eben nicht auf Empfängnis und Zeugung“ (Vilhelm Grönbech).

Die allgemein angenommenen und weitverbreiteten Traditionen bildeten nicht selten die Grundlage für die Entstehung größerer politischer Einheiten wie für ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl der frühmittelalterlichen Adelschicht. Daher waren Genealogien niemals bloße Literatur, sondern stets auch Teil der aristokratischen und königlichen Erziehung wie Existenz. Damit verbunden war die Erinnerung an die göttliche, später durch Heilige ausgezeichnete Herkunft adeliger und königlicher Familien. Aber diese Traditionen waren eben nicht auf eine bestimmte ethnische Gruppe oder ein bestimmtes Gebiet beschränkt. Im Gegenteil, sie konnten von einer Gruppe zu einer anderen übergehen, und zwar durch Wanderung, Heirat, Adoption oder durch „Ansippung“ (Reinhard Wenskus). Im letzteren Fall der freiwilligen Zuordnung an fremde Überlieferungen mußte keinerlei direkte Verbindung zwischen den gebenden und den empfangenden Traditionsträgern bestehen.

Sucht man nun nach besonders langen Genealogien königlicher und adeliger Familien, so finden sich diese ausschließlich in Skandinavien sowie auf den Britischen Inseln. Eine Erklärung dafür könnte im Phänomen der konservativen Insel-Kultur liegen, die sich in relativer Ungestörtheit entfalten

und daher ethnische Traditionen länger bewahren kann. So stellt sich auch der Gewässernamenbefund Irlands und Südskandinaviens in großer Einheitlichkeit dar. Die vornormanische Namensschicht ist – von einigen angelsächsischen und voreinzelsprachlichen Fällen abgesehen – fast völlig keltisch in Irland, während es kaum nichtgermanische Hydronyme (Gewässernamen), ganz zu schweigen von Toponymen (Ortsnamen) in Südskandinavien gibt.

Aufgrund dieser Überlegungen wäre zu sagen: Ebenso wie Skandinavien nach der Völkerwanderungszeit keine kontinentalen Massen von Heeren und Völkern samt deren Traditionen importierte, so exportierte es vorher keine Völkerschaften, sondern vielmehr hervorgehobene sakrale Traditionen, die weite Strecken überwinden konnten, entweder mit kleinen Traditionskernen oder noch häufiger ohne direkte Vermittlung. Skandinavien gab dem Kontinent vielgliedrige Stamm-bäume weiter, die erst südlich der Ostsee zu den wichtigsten Traditionen etwa der Goten und Langobarden wurden. So ist die skandinavische Herkunft vieler Völkerwanderungsgruppen ein Motiv geworden, das historisch höchst wirksam wurde, jedoch kaum oder gar nicht auf Historizität beruhte.

Die Nordbarbaren, insbesondere Germanen und Kelten, galten den Römern im allgemeinen als schön. Sie sind blond und blauäugig, groß und schlank (Procopius, *De bell. Vand.* I 2,4f.), besitzen also alle diejenigen Rassenmerkmale, die für die Aufnahme in die von der SS geführten Nationalpolitischen Lehranstalten gefordert wurden. Allerdings hätten Reichsführer SS Heinrich Himmler und seine Clique bei der Aufnahme in die NAPOLA die anthropologische Untersuchung kaum mit der nötigen Klassifizierung Rasse 1 oder 2 passiert. Das aus der Antike überlieferte Germanenbild kann daher nicht ohne Blick auf die Persionen des 20. Jahrhunderts vorgestellt und vermittelt werden.

Bei aller Schönheit sind freilich die Nordbarbaren furchtbar schmutzig, obwohl oder weil sie in kalten Flüssen baden. Sie verwenden Butter als Haarpomade (Sidonius Apollinaris, *Carmina* XII 1f.), so daß sie schrecklich riechen. Sie tragen Felle

und lassen viel Fleisch unbedeckt. Unerschöpflich ist die barbarische Manneskraft, weil sie nicht vor dem 20. Lebensjahr Geschlechtsverkehr haben. Allerdings, die Hunnen sind häßlich, sind sie doch die Söhne von bösen Geistern und gotischen Hexen.

Zur Kontrolle solcher Aussagen gibt es jedoch bildliche Darstellungen sowie anthropologisch auszuwertende Funde in Gräbern und Mooren. Bis etwa 300 überwiegen die Leichenbrände bei weitem, dann nimmt die Zahl der Körpergräber stark zu. Allerdings verbrannten die Sachsen ihre Toten bis ins 7. Jahrhundert; und auch anderswo in der Germania hält sich die ältere Form der Leichenbestattung noch lange über die Zeit um 300 hinaus. Die weit über tausend Moorleichen gehören dagegen, soweit es sich nicht um Unfälle handelt, der germanischen Frühzeit bis ins 2. nachchristliche Jahrhundert an. Während aus den Gräbern Skelette und vor allem Skelettreste erhalten blieben, konservierten die Moore auch die Weichteile fast nach Art des „Ötzi“.

Erhaltene behaarte Schädel bestätigen den Suebenknoten als germanische Haartracht. Viele Moorleichen, Männer, Frauen und Kinder, die keinem Unfall zum Opfer gefallen waren, zeigen Spuren von Gewaltanwendung bis zu tödlichem Ausgang vor ihrer Versenkung im Moor. Eine Schlinge um den Hals weist auf vorherige Hängung oder Strangulierung hin, ein Tod, der auch rituelle Bedeutung gehabt haben könnte, nämlich als Opfer oder Selbstopfer an Wodan. Manche der Leichen wurden zusätzlich mit einem Flechtwerk aus Zweigen bedeckt. Daß es sich im letzteren Fall um eine besondere Art der Bestrafung gehandelt hat, wird bezüglich der männlichen Individuen durch Tacitus (Germ. 12, 1) bestätigt, wonach die Germanen „Feiglinge, Kriegsdienstverweigerer und körperlich Geschändete im Schlamm der Sümpfe versenken“ und überdies mit Holzwerk festmachen. Dies war wahrscheinlich gegen Wiedergänger gedacht, das heißt gegen wiederkehrende gefährliche Tote, darunter im Kindbett gestorbene Frauen ebenso wie schädliche Leute, Zauberer und Nekromantiker. Zauberei ist die Ausübung eines von der Stammesmehrheit

nicht geduldeten Kultes, worauf in der Völkerwanderungszeit, wie auch auf Inzest, jedoch eher die Verbannung als die direkte Todesstrafe steht.

Alle diese Befunde ergeben ein erstaunlich gleichbleibendes, auch über den Beginn der eigentlichen Völkerwanderungszeit hinausreichendes Bild der Germanen. Die Germanen waren gegenüber ihren mediterranen Zeitgenossen tatsächlich hochwüchsig; die Männer maßen 170 bis 180, die Frauen 160 bis 165 cm, obwohl der anthropologische Befund selbstverständlich starke Abweichungen zuläßt. Das gleiche gilt für die Robustheit der Germanen und ihre überwiegend schmalen Schädelformen. Nicht bestätigen kann die Anthropologie die weit verbreitete Überzeugung antiker Schriftsteller, wonach die Germanen alle langbärtig gewesen seien. Die überreiche Barttracht sollte wohl eher den Germanen als Barbaren kennzeichnen als stets eine Wirklichkeit wiedergeben. Auch würde der Stammesname „Langobarden“ (Langbärte) keinen Sinn ergeben und kein Unterscheidungsmerkmal bezeichnen, wenn alle Germanen die gleichen altgermanistischen Rauschbärte getragen hätten. Wodan-Odin wird allerdings als langbärtiger Gott beschrieben, und so könnte die Zuordnung zu seiner Gefolgschaft, die nicht bloß für die Langobarden überliefert wird, sondern in der Wikingerzeit weit verbreitet war, zur Verallgemeinerung der Langbärtigkeit geführt haben. Die Wikinger-Darstellungen kommen jedenfalls nicht ohne lange Bärte aus, und zwar auch im eigenen Siedlungsraum.

Die gotischen Völker unter Einschluß der Burgunder, aber auch die westgermanischen Thüringer, Alamannen und Bayern nahmen in der Hunnenzeit den Brauch der künstlichen Schädeldeformation an, die wohl eine gewisse Sonderstellung der Betroffenen ausdrücken sollte. Bereits im 4. vorchristlichen Jahrhundert hatte die griechische Ethnographie die skythischen Makrokephalen, Langköpfe, entdeckt: Am Asowschen Meer wurde den Neugeborenen durch Drücken mit den Händen und Anlegen von Binden die rundliche Form des Kopfes verändert und seine Länge vergrößert. Bei diesen Völkern galten nämlich langköpfige Menschen als die edelsten

und vornehmsten. Offenkundig wurde dieser Brauch auch im Hunnenreich geübt und selbst von den Germanen an dessen Rändern übernommen. Er ist für das 5. und 6. Jahrhundert besonders an Donau, March und Theiß, an der oberen und unteren Elbe, im Rhein-Main-Gebiet sowie zwischen Saône und oberer Rhône nachzuweisen.

Der anthropologische Befund bestätigt mit genauen Zahlen das allgemeine Wissen, wonach die Kindersterblichkeit entsetzlich hoch, das Durchschnittsalter mit um 30 Jahren sehr niedrig waren. Die Frauen starben wegen ihrer hohen Gefährdung im Kindbett für gewöhnlich früher als die Männer. Allerdings waren die Frauen unter den alten Individuen ungleich stärker vertreten. Die Menschen waren vielfältigen Krankheiten ausgesetzt, litten an Arthrose und schrecklichem Zahnweh. Gebißschäden, die man landläufig nur zu gerne als Zivilisationskrankheiten bezeichnet, plagten bereits die Germanen um Christi Geburt. Besonders häufig waren auch Gelenkserkrankungen und Deformationen der Wirbelsäule. Gegen Seuchen und Infektionskrankheiten war kaum ein Kraut Germaniens gewachsen.